

ergangene Offenbarung Gottes von uns fordert. Aber man darf wohl mit Josef Bernhart in seinem von innerer Wärme durchdrungenen Beitrag das „vielberufene Versagen des Christentums“ „ein dummes, ein boshaft gleisnerisches Wort“ nennen, „als hieße man bei schlechtem Musizieren die Musik eine schlechte Kunst“ (43). Wir wissen um unser Versagen, wir wissen auch um die Gefahr, die vom Institutionellen her die Freiheit und damit auch die Verantwortung der Christen immer wieder bedroht – wir wissen nicht weniger gut als Arno Schmidt etwa um die Albigenserkriege und um Galilei, um Bonifazius und Virgilius und um all die anderen Fälle, die er dem Christentum ankreidet –, aber wir glauben – und dies ist der Unterschied –, nicht in einem unvernünftigen, die Würde des Menschen verletzenden Glauben, sondern mit einem Glauben, den wir in letzter souveräner Freiheit dem wahrhaftigen Gott schenken, daß unsere Kirche ein Mysterium ist; und deswegen glauben wir an sie, wie wir an Gott glauben. Wer diesen Glauben nicht hat, kann auf die gestellte Frage überhaupt nicht recht antworten, weil er die Wirklichkeit nicht sieht. Er bleibt im Vordergründigen stecken, und dann kann man vielleicht all das sagen, was da gesagt wird, auch wenn man es in den meisten Fällen weniger anmaßend hätte sagen sollen. Aber man sollte nicht glauben, daß damit eine Antwort auf die gestellte Frage gegeben sei. Die Antwort darauf lautet genau so, wie Josef Bernhart sie formuliert: „Was ich vom Christentum halte? Daß es mich vor die Frage der Fragen stellt, was Er von mir halte.“

Die Ära Robinson Crusoe ist in Lateinamerika vorüber

Die Überschrift besagt, daß die Zeit der Inselromantik oder der Abgeschlossenheit der einzelnen lateinamerikanischen Staaten vorbei ist. Nicht nur die Wirtschaft, auch Presse, Fernsehen, Film, Rundfunk und Erziehung sind Dinge, die auf überstaatlicher kontinentaler Ebene angefaßt und gelöst werden müssen. Lateinamerika spürt den Zwang zur Einheit. Die Entwicklung fordert, daß eine solche Einheit wenigstens als Aktionseinheit geschaffen werde. Genauer gesagt, sie muß wieder geschaffen werden; denn es hat ehemals eine bestimmte Einheit gegeben, allerdings unter ganz anderen Bedingungen als heute. Lateinamerika war in der sogenannten Kolonialzeit unter europäischen Monarchien geeint. Ganz Spanisch-Amerika, heute aufgeteilt in zwanzig Staaten, stand unter der Krone des katholischen Königs, und zeitweilig gehörte selbst Brasilien dazu. Alle spanischen Untertanen von Mexiko bis Argentinien wurden nach einem Gesetzbuch regiert, den *Leyes de las Indias*.

Diese Einheit der Vorzeit hatte für die Kirche manche Vorteile. Priester und Bischöfe konnten sich von einem Bezirk dieses Großreiches zum andern, von einem Bistum zum andern frei bewegen, Missionare aus der alten Welt, geformt und geleitet von der Einheit der gleichen Ordensregel und Ordensleitung drangen bis in die entlegensten Winkel des Erdteils vor und brachten den weißen Kolonisten sowohl wie den Eingeborenen das gleiche Erbe überlieferter Werte, die gleichen Festtage, Fasttage und Andachten. In einer einfachen Gesellschaft, wo Liturgie und Pfarrei erstrangige Bedeutung hatten, war es die Kirche, die als Bindemittel Menschen und Dinge zusammenhielt.

Aber die gleiche an die alte Welt gebundene Geschichte erzeugte auch manche Schwierigkeiten für Mittel- und Südamerika. Was von Spanien und Portugal an Siedlern auswanderte, waren meist ledige Männer. Sie nahmen indianische Weiber zu sich, die von Haus aus an Vielweiberei gewöhnt waren. Diese Tatsache und auf der anderen Seite das gesetzlose Abenteuerblut vieler Eroberer führte zu zahlreichen unerlaubten Verbindungen. Das wirkt sich bis heute für ein gesundes Familienleben schädlich aus. Weitere Schwierigkeiten erzeugte die eben genannte

Vermischung von Weißen und Eingeborenen in einer irgendwie zwiespältigen Nachkommenschaft, wie überhaupt das Zusammenleben der „Herren“ mit den Unterworfenen tausendfach zu sozialer Ungerechtigkeit und oft zu himelsschreiendem Unrecht führte.

Eine neue Zeit brach mit dem 19. Jahrhundert an. Die napoleonischen Kriegswirren in Europa begünstigten den Abfall der lateinamerikanischen Kolonien, und nachdem der Zerfall einmal begonnen hatte, gab es kein Halten mehr. In der kurzen Spanne von dreizehn Jahren, 1810–1823, verloren Spanien und Portugal alle Besitzungen in Mittel- und Südamerika (mit Ausnahme Cubas). Die gewonnene Unabhängigkeit dieser Gebiete mochte manches für sich haben. Man konnte jetzt die Staats- und Wirtschaftsordnung ganz nach den eigenen Wünschen gestalten; aber das erzeugte auch schwere Schäden. Seit Jahrhunderten hatte die Kirche im Bereich dieser Länder die Unterstützung der Krone genossen; jetzt, da der König zum Staatsfeind erklärt war, wurde auch die Kirche verfolgt. Überdies wollte man in Rom nichts überstürzen und trug deshalb der ganz neuen Lage in Lateinamerika keine Rechnung, d. h. man fügte die kirchlichen Dinge nicht in die neue Ordnung ein. So z. B. achtete man alle alten Rechte der Krone bei der Neubesetzung von Bischofstühlen noch lange – von heute aus gesehen, wohl zu lange. Dieser Zustand schwächte die einheimische Kirche außerordentlich, verwirrte die Köpfe und bot überdies den Feinden, besonders der sehr rührigen Freimaurerei, die günstigsten Angriffsflächen. Diese bezichtigte die Kirche der Feindschaft gegen Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Mit Erfolg: der so entfachte Antiklerikalismus kennzeichnet das ganze 19. Jahrhundert und dauert bis heute an. Zudem hörte seit der Empörung gegen Spanien der reiche Zustrom von Priestern und Ordensleuten fast ganz auf, die bisher aus dem Mutterland in die Kolonien gekommen waren. Man mußte nun die Zahl der Seminarien wesentlich vermehren, um einen einheimischen Klerus heranzubilden. So entstand auch zu Rom das lateinamerikanische Kolleg; es wird 1958 seine Jahrhundertfeier begehen können.

Auf diesem geschichtlichen Hintergrund zeichnen sich die allgemeinen und kirchlichen Probleme von heute ab. Was Lateinamerika fehlt, ist eine gesunde Mittelschicht und die gesunde Tradition des Bauern und des bürgerlichen Handwerkers. Es herrscht eine schreckliche soziale Ungleichheit, die besonders auf dem Land ein Erbe der Vorzeit ist. Es gibt ungeheure Landstrecken die noch unerschlossen sind, Raum ohne Volk, und ferner Großgrundbesitze von einem Umfang, die unsere mitteleuropäischen Vorstellungen weit hinter sich lassen – viel Land in den Händen weniger. Daneben leben in den gleichen Staaten proletarische Landbewohner ohne Erde und ohne Raum. Fast noch schlimmer sieht es in den Großstädten aus. Auf der einen Seite unvorstellbarer Reichtum, auf der andern sehr oft menschenunwürdige Armut. Dabei ist es wohl am meisten zu bedauern, daß man bei den Reichen, selbst bei den Katholiken, oft eine erschreckende soziale Gleichgültigkeit antrifft.

Das Zeichen der Stunde steht auf Sturm. Die Massen in den Elendsvierteln der Städte sind bereits in Bewegung; die Unruhe greift in die Hütten der Landproletarier über: Lateinamerika steht am Vorabend gewaltiger und radikaler sozialer Umbrüche. Entweder werden diese unter Führung und Kontrolle christlicher Bahnbrecher vor sich gehen und damit im Geist katholischer Sozialpolitik geschehen und allen zum Guten gereichen – oder aber der Umbruch wird zum wilden Umsturz unter der Führung dunkler, aber zielbewußter Abenteurer und Klassenkämpfer. Deswegen ist keine Zeit zu verlieren, den Problemen auf kontinentaler Grundlage zu Leibe zu gehen. Sie sind ungefähr in allen ibero-amerikanischen Ländern gleich und können und müssen deswegen gemeinsam und mit den modernsten Mitteln einer Lösung nahe gebracht werden. Die entferntere Vorbereitung dafür, die Weckung echten christlich-sozialen Geistes, die Erziehung zu mu-

tigem Einsatz christlicher Laienpioniere und vor allem die Schulung in den sozialen Grundsätzen des kirchlichen Lehramts ist eine Aufgabe, zu der die latein-amerikanische Kirche wesentlich beitragen muß. Daß die Kirche dies erkennt, zeigt die Tatsache, daß auf Grund eigener Wünsche und unter Förderung des Papstes ein ständiges Sekretariat der südamerikanischen Bischöfe gegründet wurde, das die Verhältnisse des ganzen Erdteils prüft und Anordnungen vorbereitet, die von der in Abständen zusammentretenden allgemeinen Bischofskonferenz beraten und beschlossen werden. (Vgl. *America*, 26. Oktober 1957, 102 ff.)

Betriebsklima

Äußerst lehrreich in den Ergebnissen ist eine Untersuchung, die in fünf größeren Betrieben des Mannesmann-Konzerns im Auftrag der Leitung, aber in völliger wissenschaftlicher Unabhängigkeit, durch das Institut für Sozialforschung an der Universität Frankfurt über das herrschende „Betriebsklima“ durchgeführt wurde.

Die Untersuchung, methodisch und inhaltlich von großem Interesse, ist in Europa eine der ersten und umfassendsten in ihrer Art, während in den USA deren eine größere Zahl in engem Kontakt von Universität und Betrieben durchgeführt wurden und zur Grundlage einer systematischen betrieblichen Sozialpolitik und Meinungs- und Stellungspflege gemacht wurden. Methodisch ist bedeutsam, daß keine Fragebogen ausgefüllt, sondern systematisch mündliche Befragungen durchgeführt worden sind. Diese umfaßten sowohl Einzel-Interviews wie Gruppendiskussionen, um ein möglichst objektives und umfassendes Bild zu erhalten. Natürlich wurden nicht alle 35000 Belegschaftsmitglieder des Gesamtunternehmens befragt, sondern nach dem Random-System Stichprobe-Befragungen, die nach einer zufälligen, aber den schichtmäßigen Aufbau der Belegschaft erstaunlich getreu spiegelnden Auswahl erfolgten. Von den über 22000 Mitgliedern der fünf untersuchten Werke wurden auf diese Weise rund 1200 Arbeiter und Angestellte, das heißt rund 5% der Belegschaft direkt befragt.

Die Befragung richtete sich zunächst darauf, was der Mitarbeiter in seinem Betrieb als für sich besonders wichtig ansieht. Es ergab sich dabei insgesamt folgende Reihenfolge:

- Gute Bezahlung
- Fester Arbeitsplatz
- Anerkennung der Arbeit
- Guter Kontakt mit den Vorgesetzten
- Schutz gegen Unfall
- Rat und Hilfe in persönlichen Fragen
- Gute Aufstiegsmöglichkeiten
- Umfassendes Sozialprogramm.

Es ist sehr bemerkenswert, daß die „gute Bezahlung“ in der Reihenfolge zwar relativ am meisten, insgesamt aber bei weitem nicht einmal 50% aller Stimmen bekam. Für 30% der Leute ist die Anerkennung ihrer Leistung, für weitere 22% der feste Arbeitsplatz das wichtigste Anliegen. Unter den drei wichtigsten Anliegen sprechen sich 57% für die Anerkennung ihrer Leistung, 25% für guten Kontakt mit den Vorgesetzten, 17% für Rat und Hilfe bei persönlichen Sorgen (!), 15% für gute Aufstiegsmöglichkeiten und nur 13% für ein umfassendes Sozialprogramm aus. Auffallend ist, daß unter den acht Anliegen die guten Aufstiegsmöglichkeiten an zweitletzter Stelle stehen und das „umfassende Sozialprogramm“ an letzter. Das bedeutet, daß man zwar vom Betrieb gern einzelne Sozialleistungen entgegennimmt, daß man aber weder totale Versorgung noch totale Bindung an den Betrieb wünscht. Eine sehr erfreuliche Feststellung! Auf die Frage (16): „Gibt